

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 34

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Fortsetzung]
Autor: Christen, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

8

Courgenay.

Courgenay, das heute durch seine „Gilberte“ nationale Berühmtheit erlangt hat und durch das bekannte Lied auch allen zukünftigen Soldaten in Erinnerung bleiben wird, war für uns ein unbekannter Faktor. Schon von weitem erkannten wir aber die stattliche Ausdehnung und die vielen wärschaften Häuser. Punkt Kantonement erhofften wir somit das Beste und sahen uns tatsächlich nicht enttäuscht. Die Erwartungen in bezug auf die zu kühlendem Trunk und außerdienstlicher Abzug einladenden Tavernen gingen gleichfalls in Erfüllung, wie wir beim Einmarsch an fünf Gasthäusern und vier andern Wirtschaften mit Schmunzeln konstatierten. Beim Rundgang durch die Ortschaft wurden weitere drei Lokale entdeckt. Dieser im Soldatenleben nun einmal nicht zu entbehrende Umstand machte unsere Stimmung noch vergnügter. Da wir immer damit rechneten, auch wenn der Krieg „unerhört lang“ dauern sollte, wenigstens doch an Weihnachten wieder zu Hause zu sein, wollte man den Inhalt des Portemonnaies nicht verrostet lassen. Die meisten hatten ja eine vielfach ganz beträchtliche Reserve im innern Fach mitgenommen und seither in Ermangelung der Gelegenheit zu größern Extratouren einen wesentlichen Teil des Soldes erspart. Nach dem ewigen Spaß und den Macaroni gelüftete es uns auch wieder nach einer Portion Kutteln, einem lauren Leberli oder Geschnekeltem. Diese schlemmerischen Wünsche konnten denn auch in der Folge restlos erfüllt werden.

Die Kompagnie B., zu welcher ich gehörte, wurde im untern Dorfteil, zwischen Bahnlinie und „Pierre percée“ — wo auch eine kleine Pinte besseren Zeiten entgegen ging — einquartiert, und zwar recht behaglich in geräumigen Scheunen. Jeder Zug verfügte über sein separates Heim, man war einander nicht überall im Wege. Eine solche Aufteilung sehen zwar die geplagten Feldweibel nicht gerne. Hier war der Zufall aber so günstig, daß man direkt nebeneinander haufte und jeder Zug den Kompagniesammelplatz vor der Nase hatte. Auch Privatzimmer für die Unteroffiziere wurden genügend zur Verfügung gestellt. Ich persönlich zog das weiche Strohlager vor und ersparte mir einstweilen die 50 Rappen täglich. Die Sehnsucht nach einem Bett wurde erst Ende Oktober „brennend“.

Hier, 10 Kilometer hinter der nächsten Grenze, wurde in vermehrtem Maße dem „Schlauch“ gehuldigt, ohne aber dabei die Bedeutung vermehrter, rein turnerischer Übungen zu übersehen. Das war ganz nach dem Herzen unseres Hauptmanns, der selber aktiver Turner war und im Beruf jeden Tag auf dem Schulhof kommandierte. Sogar der Fußballsport wurde zum Bestandteil des Programms, um „die eingerosteten Glieder zu lösen und die Leute geschmeidig zu machen“. Hoch- und Weitsprung, Gewichtheben, Wettrennen, Seilziehen usw. brachten manche Abwechslung und Seiterkeit.

Das „Schütten“ wurde an den frühen Morgen freventlich am Käse geübt! Mit diesem Artikel nationaler Produktion hat man himmelschreiende Verschwendung getrieben. Jeden Tag wurde Käse ausgeteilt, und zwar in Portionen, dem nicht einmal der berichtigste Bielfrah Meister werden konnte. Um die frischen Stücke im Brotsack verstauen zu können, mußte man die hartgewordenen Klumpen vom Vortage wegwerfen. In den Ablösungsdiensten 1917 und 1918, wo die magern Stücklein mit der Apothekerwaage zugemessen wurden, wären wir über das weggestüpfte „Zuviel“ des Jahres 1914 froh gewesen! Solche Todsünden der Deonomie würden nach den gemachten Erfahrungen wahrscheinlich nicht noch einmal passieren.

Als beliebte Übung wurde fleißig auf supponierte Flugzeuge „geschossen“. Bei der einsetzenden fieberhaften Fabrikation auf beiden Seiten der Kriegführenden bekamen wir von diesen „Galgenvögeln“ immer mehr zu sehen. Mit hin war das Auf-den-Rücken-liegen und Anvisieren kein müßiger Unfug, abgesehen vom Moment des Ausruhens, das sich mit der Zeit zur raffinierten Kunst entwickelte. Eine Gefangennahme feindlicher Flieger ist dem Stadtbataillon 28, so viel ich mich erinnere, nur einmal gelungen, im Mai 1917 bei Miécourt. Ein deutsches Flugzeug war durch französische Abwehrfeuer (wir sahen die weißen Wölkchen der pläzenden Schrapnells fast jeden Tag) zum Niedergehen gezwungen worden. Zwei Mann hüpfen aus dem Apparat, zündeten ihn an und machten sich schleunigst davon, weil sie glaubten, auf französischem Boden zu sein. Fast schon an der deutschen Grenze kam ihnen eine schweizerische Fahmannschaft entgegen. Die Suppen- und Macaroni-Kessel bei Fuß, machten die Wadern nicht lange Federlesens. Ob die Flieger das „Salt! oder mir schieße-n-ech my Seel i d'Scheide!“ auch richtig verstanden haben, konnten wir nicht vernehmen. Item, sie wurden gefangen und interniert. Es waren ein Oberleutnant und ein Leutnant. Der Ältere machte dem Jüngern (der die Maschine gesteuert hatte) bittere Vorwürfe, daß er nicht noch etwas länger ausgehalten und beide über die — ach — so nahe Grenze gerettet hatte. Offenbar waren es energische und verwegene Burschen, wie es ihre spätere Flucht aus der Kaserne Thun — trotz Bewachung — und Ankunft in Deutschland bewiesen hat. Der Leutnant ist dann kurz darauf in Flandern gefallen.

Eine weiere Festnahme im Mai 1918 bei Bonfol, wohl vorbereitet durch die Abwehrgeschütze bei Coeuve und unsere eigenen Maschinengewehre, ging uns leider „direkt an der Nase“ vorbei. Es hat nicht sollen sein, weil der Bataillonsadjutant vergessen hatte, seine Pistole zu laden und die allzu hilfsbereiten Bauern den französischen Fliegern den Propeller schon wieder angedreht hatten. Die gerichtlich aufgezählten Bußen, von diesen Bürgern der Ajoie wegen ihrer neutralitätswidrigen Handreichung zu bezahlen, machten unsere Blamage nicht erträglicher, besonders noch als wir erfuhren, wie die Betroffenen überhaupt nichts zahlten, sondern der Betrag durch öffentliche Sammlung von der freudig bewegten, schmunzelnden Bevölkerung zusammengetragen wurde.

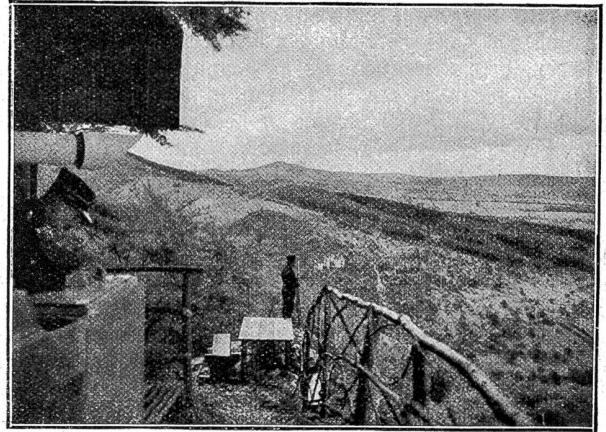
In die Tage des damaligen Courgenay-Aufenthaltes fiel das Bataillonsfest. Unter anderm durfte in jeder Kompagnie ein Mann unter ausdrücklich zugestandener „Redefreiheit“ von der Leber weg sprechen und Sünden ausbringen. Selbstverständlich wurden die Offiziere aufs Korn genommen. In unserer Kompagnie wurde ein, wie man meinte, redegewandter Theologie-Student — jetzt altkatholischer Pfarrer im Aargau — mit der heiklen Aufgabe betraut. Er entledigte sich ihrer in recht schonender und zahmer Manier und brachte einen unbegründeten mitternächtlichen Alarm unseres Hauptmanns aufs Tapet, wobei bloß die halbe Kompagnie geweckt wurde, der Feldweibel lange nicht zu finden war und die Pferdeordnung Meyer jämmerlich fluchte, weil sie bei diesem Spuk überhaupt nichts kapieren konnte. Auch wir haben zuerst geflucht, nachher aber, bei näherer Kenntnis der Gründe dieses „Türks“, geschmunzelt und gelobt, nach wie vor für unsern beliebten Führer „durchs Feuer“ zu gehen! Der silbervergoldete Becher mit der eingravierten Widmung soll heute noch unsern Hauptmann B. daran erinnern, wie sehr wir mit ihm verbunden waren.

Gilberte.

Oft bin ich — zweifellos auch die meisten meiner Kameraden — von Zivilisten, vielmehr noch von weiblichen „Interessenten“ gefragt worden, was es eigentlich sei, das die Gilberte von Courgenay so „berühmt“ gemacht habe. Aus Tonfall und Miene war zu erkennen, daß darunter

einige „etwas“ vermuteten, ohne „welches“ sie sich das Berühmtwerden eines einfachen Landmädchens schlechterdings nicht vorstellen können. Es sind besonders die vollkarätigen Christen, die nachts auf der Hauspostille schlafen und Sonntags fromme Lieder singen, welche so etwas „verdächtig“ finden. Gemach! Wir alle, aus allen Gauen des Schweizerlandes, wir, die „troiscentmille soldats et tous les officiers“ lassen nichts über „unsere“ Gilberte kommen! Für hoch und niedrig, reich und arm, gebildet und ungebildet, für alle war sie in ihrem mütterlichen Wesen gleich freundlich, gütig, hier tröstend, dort ermahmend. Viel heimlichen Kummer hat sie geholfen wieder „einrenten“, wohl auch diesem und jenem armen Schlucker ohne Entgelt eine Extrawurst zugehoben. Sie war für uns der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Mit ihrer steten und für alle gleichbleibenden Freundlichkeit, die sie nicht nach Graden verschiedenen austeilte, verkörperte sie das Ideal einer Grenzbevölkerung. Es kam nicht von ungefähr, daß wir über die Einwohner von Courgenay im allgemeinen wenig zu klagen hatten, der Geist der Gilberte schien alle durchdrungen zu haben. Ich sehe sie heute noch vor mir, diese freundliche Wirtstochter vom „Hôtel de la gare“, mit ihrem eigenartig reizvollen Gesicht, der tiefschwarzen, prächtigen Haartrone und der zierlichen Gestalt. Wie sie, immer sauber gekleidet und auch in den Gesprächen reinlich, uns den Aufenthalt in ihrer Gaststube zu einem „Zuhause“ machte. Vielleicht hat der Vorname „Gilberte“, der sich so leicht lernte und auch vom hintersten „Nemmeschwier“ (Sammelname für Emmentaler-Truppen) ohne Zungenverrenken ausgesprochen werden konnte, ihr zum Ruhm verholfen, den sie sicher nicht gesucht hat. Der hauptsächlichste Grund, nebst allen andern Vorzügen, werden wohl ihre, wenn auch manchmal etwas unbeholfenen Kenntnisse der deutschen Sprache, gewesen sein. So durfte jeder mit ihr „sprächeln“, ohne sich genieren zu müssen. Liebenswürdig und voll Aufmerksamkeit, wie sie immer war, hat die tapfere Gilberte genau 10 Jahre später, bei der Denkmalweihe auf Les Rangiers am 31. August 1924, ihrem Gatten in Zürich eine „petite Gilberte“ geschenkt. Das „Regiment“, zu welchem auch unser Bataillon gehört, sang vorerst wieder „ihr Lied“ und beschenkte das Kind mit einem schönen Einbund. Dem Erstgeborenen, einem Knaben, ist übrigens die zürcherische Offiziersgesellschaft als Taufpate gestanden! Und nicht wahr, welche Gestalt ist idealer und des „Ruhmes“ wert, eine Gilberte oder eine sogenannte Film-Diva, die vielfach ihre innere Hohlheit nur mit Rasieren der Augenbrauen, Glacieren der Lippen mit Farbstift (fis donc!) und idiotischen

des Wortes „göttlich“ erblüdet, hatte das gesunde Naturkind von Courgenay nicht nötig.



Der Beobachtungsposten „Felsplatte“.

Im Seeland.

Gar bald mußten wir dieses liebgewordene Dorf wieder verlassen. Ob wir es wiedersehen? Auch hier, wie überall, sagten wir den Leuten definitiv und „für immer“ Lebewohl. Darunter waren etliche beidseitige „Au revoir!“ (in Zivil natürlich, später!). Mit dem Gesang „Ramsjeiers wei gah grafe ...“ zogen wir zum „Städtelein hinaus“, über die Felder von Courtemaun, wo wir zwischenhindurch an Schützengräben gearbeitet hatten. Nach vielen steilen Abkürzungen, die uns tüchtig schwitzen machten, befanden wir uns schließlich wieder auf der lieben Caquerelle. Es waren keine wehmütigen Blicke, mit denen wir unten am Hang Séprais in der Sonne dasen sahen. An diesem Abend wurde in Courfaivre übernachtet. Die Sonne kühlte vor dem Hauptverlesen noch die brennenden Füße. Tags darauf kam der Marsch nach Corgémont, eine respectable Leistung, wie sich jedermann, der nicht selber dabei war, an Hand der Landkarte überzeugen kann. Ziemlich weit hinten an der Marschkolonne gab's gehörige Mengen Staub zu schlucken. Auch die Geruchsnerven litten verchiedentlich! Es gab Brüder in der langen Marschkolonne, die sich ein teuflisches Vergnügen daraus machten, ihren Hintermann dafür entgelten zu lassen, wenn sie vor dem Abmarsch nicht mehr rechtzeitig genug das mit Tannengrün verkleidete „Bavillon“ hatten erreichen können! In den schweren „Waidelig“ (Marschschuhe) entwickelten sich zahlreiche Fühlblattern zu ansehnlicher Größe, abends nach dem Einmarsch wußte der „Jodheiri“ (Sanitäter) auch einmal, was Arbeit ist. Aber beim Durchmarsch durch die Ortschaften und sobald die Marschmusik oder Trommel erklang, strafften sich die Rücken, fest blickte das Auge den Häusern entlang, manches schelmische Wort flog hin und her. Der dritte Marschtag führte uns immer näher in Gegenden, wo man nicht mehr „hingerdsi“ (französisch) sprach und sich mit den Leuten verständigen konnte, ohne viel mit den Händen fuchsteln zu müssen. Ueber Sonceboz, La Haute, Reuchenette und die wild romantische Taubenlochschlucht kamen wir auf der Höhe um die letzte Ecke und sahen Biel und weite Strecken des Seelandes zu unsern Füßen ausgebreitet. Der blinkende See versprach ungeahnte Genüsse, und die nunmehr auf einen „Kagensprung“ reduzierte Entfernung von zu Hause ließ in Sachen „Urlaub“ verschiedene Wünsche laut werden. In gehobener Stimmung, unter klingendem Spiel, stolzierten wir durch Biels Menschengalere und hatten zeitlich am Nachmittag des 4. September den Raum Brügg-Negerten-Studen erreicht, der bis auf weiteres zum Aufenthalt „in zweiter Linie“ wurde. Vorerst einmal ging es



Der deutsche Grenzzaun.

Schlenkern der Glieder einem gaffenden Publikum genießbar zu machen weiß? Diese modernen Attribute für den Aufstieg zu einer Berühmtheit, die sich sogar zum Beifügen

an das Toden der wunden Füße und dann an das Einrichten der Kantonnemente. Bis auch die Umgebung mit der Latrine eingerichtet, die Marschbereitschaft erstellt, verpflegt und das Hauptverlesen vorbei war, hatte man erst Zeit, sich die zwei rotwangigen Bauernmeitschi gründlicher anzusehen, die unsere Ankunft nicht ungern zu sehen schienen und sofort bereit waren, den Tisch in der Stube mit einer währschaffen Röstli und Kaffee zu beladen. Für den bescheidenen Preis von 50 Rp. haben wir dann jeden Abend den militärischen Spaß in dieser Weise reichlich komplettiert.

Unser Zug befand sich etwas weit weg von der Kompagnie. Für den Morgen- und Abendrapport mußte der Führer rechts fünf Minuten früher als alle andern zu einem Lauffschritt ansetzen, um auf die befohlene Minute zur Stelle zu sein. Für die Mannschaft aber war dieser Umstand überaus angenehm. Sie befand sich so in angemessener Weise nebenaus, weg vom Geschütz. Da kam nicht jede Stunde ein Offizier oder höherer Stab vorübergeritten, denen man zu melden und Achtungstellung anzunehmen hatte. Eine feine Nase bewies unser Feldweibel St., der für seine „Dienstreisen“ zu uns kurzerhand ein Velo requirierte. Den bisherigen Zugführer, Oberleutnant B., die letzten Tage in Courgenay zum Regimentsstab abkommandiert, sahen wir höchst ungern scheiden. Da er im Seeland drüben ein Notariatsbureau betreibt, werde ich, in angenehmer Erinnerung an das gemeinsam gute Auskommen, einst mein Testament von ihm notariell abfassen lassen! Sein Nachfolger, Oberleutnant S., Kaufmann in Rüdau, hatte mit seinem Vorgänger den Platz getauscht. Ebenfalls schon ein älterer Semester, führte er den Zug in der gleichen guten Tradition weiter, „schlauchte“ nur soweit nötig und bekundete volles Verständnis für den volkswirtschaftlichen Wert, den Nachmittags hindurch den zwei drallen Bauernmeitschi im Garten zu helfen.

Zu dieser idealen Möglichkeit, nebenaus ein Eigendasein zu führen, kam der weitere Vorteil eines gut eingerichteten, geräumigen Kantonnementes hinzu. Wir Unteroffiziere machten es uns im Stöckli nebenan bequem. Ein ganzer Heustock stand zur Verfügung, und es war Platz in Hülle und Fülle vorhanden. Da verzichteten wir gerne auf das Privatzimmer, weicher konnten wir uns nicht betten. Die sternklaren, kühlen Septembernächte, in denen der Mond sein weiches Licht über die vor unsern Augen ruhenden Felder und Waldhügel ergoß, waren so schön, daß wir oft bis fast um Mitternacht auf dem Bänklein unter dem schützenden Vordach sitzen blieben, manchmal im traulichen Geplauder mit den Hausbewohnern, den Mostkrug neben sich. Im Stalle kurrten leise die Kühe mit ihren Halsketten, hie und da tönte wohl auch vom Kantonnement her ein lautes Schnarchen. Dann brumnte eine Stimme und bald trat wieder Stille ein. Der Nebenmann hatte dem, der „am Karren zog“, die Nase zugeflemmt oder ihn auf den Bauch gerollt. Ein probates Mittel war auch das Rizeln der Nasenlöcher mit einem Strohhalme! (Fortf. folgt.)

Rechtsum kehrt.

Sie geht seit sechs Jahren regelmäßig ins Bureau. Man könnte die Uhr danach richten, so wie die Königsberger ihre Uhren nach Immanuel Kants tagtäglichem Spaziergang richteten. Sie ist ein bescheidenes, in der Bureauluft schon etwas abgeblahtes Wesen. Morgens geht sie den Weg hin, mittags zurück, um zwei wieder hin, abends sechs heimzu ins anddende Vorstadthaus.

Ist das ein beschauliches Leben? Die meisten würden es wohl so meinen. Sie hat keine arbeitserfüllten Abende, keine schaffensfriebrigen Mitternächte. Sie hat keine Geldsorgen! Sie hat nur ihre kleine, nein, ach so riesengroße Langeweile. Und die sitzt nun schon in den Knochen drin.

Von solch einer Langeweile ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sie ihr Opfer innerlich aushöhlt, langsam aber gewiß.

Letztes Jahr wurde an der Freistraße ein Neubau errichtet. Das dauerte ein halbes Jahr. Es handelte sich um eine Mietskasernen. Ein halbes Jahr lang flog Mörtelstaub von den Gerüsten herunter. Latten trachten aufeinander. Ein Kran knirschte unaufhörlich. Das war viermal des Tags das Erlebnis ihres Weges. Am Mittag suchten die Arbeiter bei schlechtem Wetter Schutz in den Baracken, mit Wurst, Bier, Käse und Brot. Und es war fast durchwegs schlechtes Wetter. Jetzt wohnen sechzehn Familien in dem eingemähten Bau, nur sieben mit Kindern, alle mit Lautsprechern unter geöffneten Fenstern. Das Mädchen denkt nicht weiter darüber nach, sondern geht schläfrig-nervos seinen sogenannten Pflichtenweg. Zuhause sind auch fast keine Kinder in den sieben Wohnungen. Das ist irgendwie betäubend. Lärm gibt es trotzdem von oben bis unten.

Jeden Tag schreibt man auf dem Bureau einige Diktate, deutsch und französisch, über Angelegenheiten, die einen vollkommen kalt lassen. Oder es ist ein Stoß Adressen zu erledigen. In den ersten drei Jahren dachte sich das Fräulein hinter der Schreibmaschine die dazu gehörigen Menschen aus. Doch jetzt mag sich selbstverständlich die Phantasie nicht mehr bemühen. Die Luft dazu ist eingetrocknet, wie dort der Tintenfleck eintrocknen wird. Man sieht ihn wohl, kann ihn aber aus lähmender Schläfrigkeit nicht wegwischen.

Man könnte diesen kleinen Dingen entnehmen, unfer Mädchen sei eine unbrauchbare Kraft gewesen. Das stimmt aber ganz und gar nicht. Sie ist im Bureau aufs beste angesehen, macht ihre Sache durchaus in Ordnung und hat sich selbst ja eigentlich auch nicht zu beklagen.

Aber trotzdem, beim Adressenschreiben ist es nun so geworden, daß man nur noch an die Stückzahl denkt, fünfzig deutsch, vierzig französisch. Genau so geht es ihr ja mit den Häusern, Familien, Kindern, den Hunden daheim und in der Nachbarschaft. Sie zählt! Das Leben erschöpft sich in Zahlen. Nächstens wird sie auch anfangen, ihre Jahre zu zählen.

*

Nach dem fünften Jahr geschieht etwas ganz Unerwartetes. Die Nerven revoltieren. Feststellung: Man hat Nerven. Wie so etwas auch möglich ist bei dem geruhamen Nerven? Der Arzt stellt Uebermüdung fest. Die Patientin lächelt bitter. Man hat es ja doch allzu gut! — Doch, es gibt da so etwas wie eine Uebermüdung des Herzens, wenn dieses Herz leer ausgeht. Der Arzt versteht sich auf die Menschen, sagt aber nichts davon. Er verordnet Pillen. Aber er sorgt auch, daß das Mädchen zu einem längeren Ferienaufenthalt kommt. Die Kasse zahlt ihn, die Krankenkasse des Geschäfts, ja, es ist wirklich für alles gesorgt.

Auf dem Rückweg vom Arzt fährt dem Mädchen auf einmal ein ganz unwahrscheinlicher Gedanke durch den Kopf, wie sie noch nie einen Gedanken gehabt hat. Berrücktheit! Sie wehrt sich, hilft nichts. Der Gedanke war da und ist nicht abzuwenden, so sehr man ihn jetzt verleugnen will. Er fragte, „ob ich wieder ins Bureau gehe, nachher?“ Sie schämt sich vor dem Gedanken, sie wird ganz rot, denn nun hat sie ja in ihrem eingespannten Leben die erste verwegene Idee gehabt. Natürlich geht man weiterzu ins Bureau, bis ans selbige Ende. Ein Geschäft, das sogar die Ferien und überhaupt alles zahlt!

Mit einem Blick, wie gestaut, packt sie zuhause die Koffern und fährt in die Berge.

Hoch oben lernt sie Kameradinnen kennen. Die erzählen frisch aus ihrem Leben. Unser Mädchen drückt sich ängstlich weg, denn es erträgt freimütige Menschen nicht. Sie fürchtet, — sich bei längerem Zusammensein zu irgend etwas entschließen zu müssen. Aber sie will sich zu nichts mehr entschließen, braucht es ja auch gar nicht.

Eine der Feriengefährten wünscht sich sehnlich Sonn-